

## Vorwort

Das Bild hatte sich mir unauslöschlich eingeprägt: eine junge Japanerin in kurzen Hosen, feste Wanderstiefel an den Füßen und auf dem Rücken einen hoch bepackten Rucksack, lief mit flinken Schritten einen steilen Berghang hinab, verschwand kurz hinter einer Kurve, kam ein Stück weiter unten wieder zum Vorschein und schlug einen Pfad ein, der sich in der Ferne einer hitzeflimmernden Ebene verlor. Eine Stimme im Hintergrund kommentierte die Szene: der Jakobsweg übe eine immer größere Anziehungskraft auf junge Menschen aller Nationen aus. Viele seien alleine unterwegs, gerade auch Frauen, um sich der Erfahrung dieser Pilgerreise ganz unmittelbar zu stellen.

Jakobsweg? Davon hatte ich noch nie etwas gehört. Pilgerreise? Damit allerdings war ich vertraut.

Ich muss diese Fernsehsendung während eines Heimaturlaubes gegen Ende meiner Zeit als Entwicklungshelferin in Perú gesehen haben. Von 1977 bis 1991 habe ich dort gelebt und gearbeitet, die meiste Zeit davon in Cusco. Diese große, heute sehr moderne Stadt in den Anden ist die einstige Hauptstadt und voller Erinnerungen an das alte Inkareich, das zur Zeit der spanischen Eroberungszüge auf dem Höhepunkt seiner territorialen Ausdehnung und geistigen Ausstrahlungskraft war. Von Cusco aus habe ich vier Mal die große Wallfahrt zum Qoyllur Rit'i gemacht, zum in fast 5000 Meter hoch liegenden „Schneestern“, dem wichtigsten und bewegendsten Pilgerziel in den peruanischen Anden.

Die vorkolumbianischen Kulturen der Inkas und ihrer Vorgänger waren eng an der Natur orientiert. Berge und Seen, Regenbogen, Blitz und Donner wurden verehrt, Sonne und Mond als die höchsten Gottheiten angebetet und die religiösen Feste – ihrerseits fest mit den landwirtschaftlichen Zyklen verknüpft – richteten sich nach Tag- und Nachtgleiche, Sonnenwende und dem Verschwinden und wieder Erscheinen bestimmter Sternbilder. Auf den ersten Blick ist von diesem alten Wissen nicht mehr viel zu sehen und zu spüren. Die Eroberung und Kolonisierung durch die christlich-europäischen Mächte hat das meiste davon ausgelöscht. Doch wer lange genug im andinen Raum lebt und sich, wie ich brennend für die kulturellen und religiösen Wurzeln der Menschen dort interessiert, dem begegnen buchstäblich auf Schritt und Tritt versteckte Spuren und Hinweise, aber auch bis in die heutige Zeit höchst lebendig erhaltene Traditionen.

Natürlich kommen sie heute im christlichen Gewand einher. Ihre Wurzeln reichen jedoch häufig in die Zeit vor der Christianisierung zurück. In einer beeindruckenden Prozession werden in Cusco am Fronleichnamstag vierzehn Heiligenstatuen rund um den Hauptplatz vor der Kathedrale getragen – zur Zeit der Inka wurde den vierzehn Mumien der letzten Herrscher eine Prozession unvorstellbarer Pracht und Feierlichkeit gewidmet. Sie fand zur Sommersonnenwende statt, das ist nicht weit von dem Zeitraum entfernt, in den der katholische Festtag von Fronleichnam fällt. Es heißt, dass unter den Gewändern der christlichen Heiligen manchmal Gegenstände mit symbolischem Wert aus den inkaischen Glaubensvorstellungen verborgen und heimlich in die Prozession eingebracht worden sind. Die eroberten und gewaltsam ins Christentum gezwungenen Menschen leisteten auf diese Weise Widerstand. Gleichzeitig retteten sie ein Stück des eigenen Glaubens. Sie transportierten ihn in das fremde Ritual und machten es sich dadurch ein Stück weit zueigen.

Dem Fronleichnamtag ist kein bestimmtes Datum zugeordnet, er fällt immer auf den zweiten Donnerstag nach Pfingsten. Pfingsten wiederum hängt mit Christi Himmelfahrt und Ostern zusammen und das Datum von Ostern richtet sich nach dem ersten Vollmond nach Frühlingsanfang. Letzten Endes dreht sich also alles um den Mond, genauer um den Vollmond. Und der scheint recht pünktlich um das Wochenende vor Fronleichnam.

Dies ist die Zeit der großen Wallfahrt, der Pilgerreise zum Qoyllur Rit'i. Schon Wochen vorher beginnen Gedanken und Gespräche immer intensiver um das eine Thema zu kreisen: gehst du? wie oft bist du schon gegangen? mit wem gehst du? wie lange bleibst du dort? Und diejenigen, die gehen werden, bilden in den Tagen vor der Abreise eine Gemeinschaft von großer emotionaler und sozialer Intensität. Man muss umfangreiche Vorbereitungen treffen, um den hohen Anforderungen gewachsen zu sein, die extreme Höhe und Kälte stellen: die Ausrüstung, die Kleidung, die Nahrung, die Fahrgelegenheit zum weit abgelegenen Ausgangspunkt der Wallfahrt.

Die Pilger, es sind zehntausende aus der ganzen südlichen Region, steigen zu einem Hochtal am Fuße dreier Gletscher hinauf. Dort steht ein hässlicher Betonklotz, die Kirche mit dem Gnadenbild, dem „Señor del Qoyllur Rit'i“. Tag und Nacht ist es das Zentrum eines nimmermüden Menschenstrudels. Tag und Nacht wird Messe gelesen und die Beichte abgenommen. Es gibt zwar eine hübsche, romantische Legende über die Entstehung des Bildes, doch die kennt kaum jemand. Wichtig ist allein der Ort, sind die Pilgermassen, die Rituale und das Geheimnisvolle dieses Tals, das - abgesehen von dieser einen Woche - das ganze Jahr über völlig verlassen und unberührt daliegt. Doch diese eine Woche ist ein unumstößlich fester Bestandteil des Jahresablaufs. Der Qoyllur Rit'i ist identitätsstiftendes Element für die gesamte Region.

Um die Kirche herum tanzen und musizieren unzählige Gruppen in phantastischen Masken und Kostümen. Die traditionellen andinen Elemente treten deutlich zu Tage. In der letzten Nacht machen sich viele Pilger auf den Weg zu einem der drei Gletscher. Kerzen und kleine Gaben werden hinauf gebracht. Eine durch besondere Kostüme und Masken gekennzeichnete Gruppe hat die Aufgabe, große Eisbrocken herunter zu bringen. Das Eis wird verteilt und als heiliges Wasser nach Hause mitgenommen. Nach der Messe am Dienstagmorgen ist die Wallfahrt abgeschlossen. Die meisten Pilger kehren zum Ausgangspunkt zurück und besteigen dort Autos und Lastwagen. Doch ein paar hundert treten jetzt noch einen sehr besonderen, letzten Weg an: einen Tag und eine Nacht lang durchwandern sie das Gebiet des heiligen Berges Ausangate, ein Sechstausender von machtvoller Schönheit. Ihre Verehrung und Liebe richtet sich nun ganz auf den Apu, das diesem Berg innewohnende göttliche Prinzip, und am folgenden Morgen auf die aufgehende Sonne, die mit unbeschreiblichem Jubel begrüßt wird. Dieser 24-Stunden-Marsch ist fast ausschließlich Sache der bäuerlichen Pilger. Sie sind die letzten Bewahrer alter andiner Glaubensvorstellungen und Rituale. Sie kennen noch die alte, die vor-christliche Zeitrechnung: das Fest am Qoyllur Rit'i entspricht dem inkaischen Neujahr. Der Sternhaufen der Plejaden erscheint jetzt nach siebenwöchiger Abwesenheit wieder am Himmel, sieben Wochen, die in der andinen Vorstellung kosmisches Chaos darstellen. Die an diesem Morgen aufgehende Sonne symbolisiert die Wiedereinsetzung der Ordnung und bedeutet gleichzeitig den Beginn des neuen landwirtschaftlichen Jahres.

Vier Mal habe ich die Wallfahrt zum Qoyllur Rit'i unternommen, bin in den Nächten zu den Gletschern aufgestiegen und zum Ausgangspunkt mitgewandert. Wer sich zur Wallfahrt entschließt, muss sie im Laufe seines Lebens wenigstens drei Mal machen. So schreibt es die Tradition vor. Jedoch - die wird immer schwächer. Im letzten Jahrzehnt hat sich die Zugehörigkeit der Pilger von den Bauern ganz gewaltig zu den Städtern hin verschoben. Man nimmt sich auch nicht mehr eine Woche Zeit, sondern „macht“ den Qoyllur Rit'i in einem oder zwei Tagen möglichst am Wochenende. Die Infrastruktur wurde ausgebaut: es gibt jetzt Busse, die zwischen Cusco und dem Ausgangspunkt Mahuallani pendeln; an der Wallfahrtsstätte stehen große Zelte, in denen die Pilger essen können; Devotionalien verschiedenster Sorten und Herkunft werden angeboten. Der Qoyllur Rit'i erfährt einen regelrechten „Boom“.

Auf diesen Hintergrund persönlicher Erfahrungen fiel die Nachricht über den Jakobsweg. Ich hätte niemals damit gerechnet, dass es einen Pilgerweg geben könnte, der ganz Europa durchzieht und noch viel weniger damit, dass dieser Jakobsweg wieder ganz aktuell geworden ist und von vielen Pilgern begangen wird. Pilgern war also keineswegs nur ein Anliegen streng katholischer Südamerikaner oder abgeschieden lebender peruanischer Bergbauern. Pilgern schien einem Bedürfnis moderner Menschen entgegen zu kommen, schien eine Angelegenheit von „hier und jetzt“ geworden zu sein.

Zumindest in unserer westlichen Gesellschaft verlieren Tradition, überlieferte Normen und Wertvorstellungen und das Bewusstsein, als Individuum in einen historischen Zeitlauf eingebunden zu sein, zunehmend an Relevanz. Das Hier und Jetzt ist entscheidend, vielleicht gerade noch das Morgen, das aber oft bedrohlich genug ist, um lieber ausgeblendet zu werden. Man besitzt kein Weltbild mehr, sondern viele Bilder von sich und anderen in ganz verschiedenen Welten, die beziehungslos bis feindlich nebeneinander existieren. Die Bilder stammen aus den unterschiedlichsten Quellen, deren Qualität und Wahrhaftigkeit wir selten überprüfen können. Wir erhalten an einem einzigen Tag Informationen aus allen möglichen Weltgegenden und nehmen scheinbar an Geschehnissen teil, die uns in Echtzeit übermittelt und auf dem Bildschirm gezeigt werden. Scheinbar können wir auf der ganzen Welt gleichzeitig präsent sein. Dabei geht das Gefühl für Raum und Entfernungen und für die Zeit, die für ihre Durchmessung notwendig ist, verloren. Die Erde schrumpft auf die Größe eines Fernsehschirms, gleichzeitig gleiten Wissen und Erfahrungen ins rein Virtuelle ab.

Offensichtlich schafft diese virtuelle Welt aber keine Zufriedenheit. Es bleibt ein permanenter Hunger nach mehr: mehr Information, mehr Reize, mehr Abenteuer, mehr Abwechslung, vor allem jedoch, mehr sich selber spüren. Also unternehmen wir Reisen, zwei- dreimal im Jahr. Doch wieder wird die Wirklichkeit auf Distanz gehalten. Als Reisende werde ich zwar in wenigen Stunden in völlig fremde Räume katapultiert, doch meine Sicht aus dem Auto- oder Busfenster gleicht dem Blick auf einen Bildschirm oder eine Leinwand. Es zieht etwas an mir vorüber, an dem ich keinen Anteil habe und das ich in den wenigsten Fällen begreifen kann. Ich kann es gerade nur zur Kenntnis nehmen. Eine solche Anhäufung von Wirklichkeits-Simulationen kann auch nicht mehr ohne weiteres erinnert werden. Darum muss viel fotografiert und gefilmt wer-

den. Nicht Herz und Hirn sind die Datenträger, sondern Papier, Zelluloid und – noch abstrakter – immer häufiger der elektronische Chip.

Nach der Reise ist vor der Reise. Rasch versinkt die gerade eben erlebte in der Bedeutungslosigkeit. Da sie keine Zeit bekommt, um einen Nachhall zu erzeugen, wird sogleich nach neuen Zielen Ausschau gehalten. Der Augenblick darf nicht dauern, er darf nicht festgehalten werden, denn er könnte ja dann die Aussicht auf neue Reize verstellen, man könnte etwas versäumen. Doch das, was nur momentan etwas bedeutet und danach unbedeutend wird, was keine wesentlichen Spuren hinterlässt, das wird auch nicht als „Zeit“ wahrgenommen. Es findet keine „eingeprägte“ Zeit statt. So kommt sie abhanden.

Aber offensichtlich ist der Wunsch, etwas möge fortauern, in unserem postmodernen Zeitalter höchst unpassend. Unser Bewusstsein ist geprägt von der Idee, dass alles nur vorläufig und rasend schnell überholt ist, vieles wird leichter Hand weggeworfen, am Besten sollte alles gleich wieder verwertbar sein. Wir arbeiten mit Video und Tonband, die überspielt werden, wenn der Inhalt uninteressant geworden ist, und wir machen unsere Fotos mit der Digitalkamera. Noch am selben Abend eines Reisetages werden die Bilder gelöscht, die uns nicht gefallen. Man kann grenzenlos viel knipsen, wohl wissend, dass vielleicht nichts davon übrig gelassen werden wird. Dem Jetzigen wird schon im Moment seiner Entstehung seine Vorläufigkeit eingebrannt - das „bis auf Weiteres“ - und man geht ganz selbstverständlich davon aus, dass das Jetzige bald überholt, Vergangenheit und der Erinnerung nicht wert sein wird.

Nach meiner Rückkehr nach Deutschland brauchte ich etliche Jahre, bis aus einer zunächst diffusen Verunsicherung ein deutliches Unbehagen und zuletzt die Absicht zu Veränderungen im eigenen Leben gewachsen waren. Ich begann über die Möglichkeiten einer Pilgerreise nach Santiago de Compostela nachzudenken, erzählte im Freundes- und Bekanntenkreis davon, suchte nach möglichen Mitpilgern – alles zunächst noch unter dem Aspekt der Erinnerungen an den Qoyllur Rit'i. Ich wollte einfach wieder einmal Pilger sein, wollte dieses vollständig aus dem Alltag Herausgehobensein erleben, wollte mit Menschen unterwegs sein, die – aus den unterschiedlichsten Beweggründen heraus - mit derselben Ausschließlichkeit und Verlässlichkeit einem Ziel zustreben. Als ich niemanden fand, der mitgehen wollte oder konnte, entstand nach dem ersten Bedauern sehr schnell ein Gefühl großer Autonomie. Ich konnte, als es für mich Zeit war, einfach sagen: „in den Sommerferien in diesem Jahr 2000 gehe ich auf den Jakobsweg“ - und mich ab diesem Tag darauf vorbereiten. Gleichzeitig schrieb ich mich ins System des „Sabbatjahres“ ein, das heißt, ich bereitete einen befristeten totalen Ausstieg vor, der in drei Jahren stattfinden würde.

Die Pilgerschaft hebt den Pilger in den Stand unmittelbar gelebter Tradition. Ohne die Betrachtung und Anerkennung einer relevanten Vergangenheit ist Pilgerschaft nicht möglich. Sie bettet ein, schafft Bezug, positioniert in Raum und Zeit, weil wirklich eine 1:1-Umsetzung von Raum in Zeit stattfindet, indem der Raum zu Fuß in der sozusagen ur-menschlichen Zeit durchschritten wird, die das Gehen als Maß aller Fortbewegung vorgibt. Pilgerschaft bringt – zumindest während der Reise – im wahrsten Sinne des Wortes „Boden unter die Füße“.

Und dieser Boden wird geteilt, wird von vielen Füßen begangen, gehört niemandem und allen. Er gehört sogar denen, die ihn im strengen Sinne gar nicht pilgern, weil sie sich als Gläubige weder sehen, noch sehen wollen. Trotzdem stehen sie in der Tradition, pflegen und stärken sie allein durch die Tatsache, dass sie sagen: „ich will auch auf diesen Jakobsweg“ – und sich dann auch aufmachen. Man darf sich ja nicht der Illusion hingeben, dass sich während der mittelalterlichen Hochzeit der Pilgertradition nur Frommes und Hehres auf dem Weg abgespielt hat. Der Weg war immer für alle da, für Suchende und für solche, die meinen, schon gefunden zu haben. Er war sogar über Jahrhunderte Bestandteil der weltlichen Gerichtsbarkeit. Ein Verbrecher konnte, statt eine schwere Strafe auf sich zu nehmen, das Gelöbnis ablegen den Jakobsweg zu gehen. Die Pilgerschaft war zugleich Strafe und Läuterung.

Vielleicht ist es gerade darum wertvoll und recht erhellend, den Jakobsweg während der sommerlichen Ferienzeit zu gehen, einer Zeit, in der sich wahre Massen auf ihm bewegen und man ziemlich sicher sein kann, dass alle „Spezies“ vertreten sind und man damit auch alle erleben kann. Allerdings setzt dies eine beträchtliche Toleranz und Neugier voraus, denn wer sich allein als gläubiger Pilger empfindet, gerät während dieser speziellen Wochen leicht unter Druck und fühlt sich in Konkurrenz zu den „Touristen, Sportlern und Radfahrern“.

Pilgern zu Fuß dehnt den Augenblick zum Tag. Es gibt furchtbar öde Etappen auf dem Weg. Doch wenn es mir in der Ödnis noch so langweilig ist, wenn ich mich noch so sehr nach Abwechslung sehne – nach lieblicherer Landschaft, nach Gesellschaft, Nahrung, Ruhe – wann alle diese schönen Dinge eintreffen hängt davon ab, wie schnell mich meine Füße tragen. Dies setzt Grenzen. Nichts kann ich überspringen, kann mich auch nicht weg zappen, sondern muss auf die Erfüllung meiner Wünsche warten, bis ich an der richtigen Stelle ankomme. Im Auftauchen einer Ortschaft in der Ferne, in ihrem langsamen Näherrücken, meinem Ankommen und Durchschreiten, in ihrem kleiner Werden und endlichen Verschwinden transformiert sich der Raum in Zeit: in Zukunft, Gegenwart und Vergangenheit. Durch die tägliche immer wiederkehrende Wiederholung desselben Ablaufs findet eine Prägung statt: Zeit vergeht nicht einfach, Zeit wird erlebt, gespürt, gegangen – und relativiert. Denn das Maß der Schritte ist heute dasselbe wie vor tausend Jahren, wo doch die Welt eine fundamental andere war.

In dieser Hinsicht haftet dem Pilger etwas Trotziges an, etwas Widerständiges und mit Sicht auf die heutige Zeit etwas zutiefst Anachronistisches.

Wer ein paar Wochen lang wandern will, muss nicht unbedingt eine Pilgerreise machen. Es gibt in Europa genug Fernwege, die den Kontinent kreuz und quer durchziehen. Ein großes Stück des Pilgerwegs über Wochen hinweg zu gehen, verhilft indessen zur eigenen Ortung in Zeit und Raum. Die einzelnen Stationen reihen sich in einer unveränderbaren Reihenfolge aneinander. Nach Roncesvalle folgt Zubiri, dann Pamplona und nach Pamplona folgt Puente Reina. Es ist nicht wie bei einer Ferienreise in die Toscana, wo man heute nach Florenz, morgen nach Siena und übermorgen zum Baden ans Meer fährt, das Ganze aber auch gerade umgekehrt oder etwas ganz anderes machen kann. Pilgern bettet das Hier und Dort in ein Gestern, Heute und Morgen ein. Man kann nicht dort sein, wenn man zuvor nicht hier gewesen ist und man muss hier angekommen sein, wenn man weiter nach dort will. Dadurch bekommen Orte und Geschehnisse ei-

nen Wert, sie müssen stattgefunden haben. Sie müssen aber auch als Stattgefundenes in der Erinnerung bewahrt werden, weil ja sonst das Weitergehen keinen Sinn macht.

Dieser Prozess ist reziprok. Ein Pilgerweg entsteht ja nicht aus dem Nichts. Er wird seinerseits von den Massen der Pilger erschaffen, die ihn begehen. Sie hinterlassen physische und geistige Fußspuren, die immer tiefer werden und den Weg immer deutlicher kennzeichnen. Daran ändert auch die Tatsache nichts, dass der Jakobsweg zur Zeit seiner Entstehung von den politischen und kirchlichen Mächten heiß gewünscht und gefördert worden ist. Der Weg und am Ende sein Ziel geben der Pilgerschaft ihren Sinn und die Pilger mit ihren Emotionen und geistigen Kräften füllen den Weg mit eben diesem Sinn.

Doch welches ist der Sinn? Im Mittelalter war es die Vergebung der Sünden. Der Pilger konnte sich bei der Ankunft in Santiago, beim Eintritt in die Kathedrale einen Moment lang sündenlos nah bei Gott, sozusagen in einem paradiesischen Zustand der Gnade fühlen. Doch eben nur einen Moment lang, nämlich bis zur nächsten ersten Sünde, die unweigerlich kommen musste. Und heute?

Welcher Sinn steht heute am Ende des Pilgerwegs? Der Zustand der Gnade für den christlichen Pilger? Die Erleuchtung? Mir wurde weder das Eine noch das Andere zuteil, zumindest nicht in meinen bewussten Schichten. Und wenn es mir zuteil geworden wäre, dann hätte es nur ein momentaner Zustand sein können. Also doch wieder eine Fiktion, dieses Mal eine mit einer verschwommenen mystische Dimension? Wieder ein Ziel, das man erreicht und sogleich wieder verliert? Vielleicht. Doch auf einer mit starker emotionaler Kraft verbundenen physischen Ebene habe ich die Erfahrung gemacht, wie man sich auf einer Zeitspirale befinden – denn viele Pilger taten in Jahrhunderten und gerade jetzt dasselbe wie ich und werden es weiterhin tun – und dabei in einer linearen Zeitabfolge – nämlich in sechs Wochen - einen Raum durchmessen kann, dessen Ziel unverrückbar und unzerstörbar dasteht: die Kathedrale in Santiago de Compostela. Für dieses Ziel und seine Qualität war ich keinen Moment lang verantwortlich, ich hatte es mir nicht selbst erschaffen, ich brauchte es lediglich durch meine Anstrengungen zu erreichen. Das ist mehr, als die meisten Ziele zu bieten haben. Das vermittelte eine ungeheure Sicherheit bei gleichzeitig vollkommener Entspanntheit.

Aus diesem Grund, weil Santiago unverrückbar als Ziel dasteht, ist es auch ohne weiteres möglich, die Pilgerreise in Etappen zu machen. Ich habe etliche kennen gelernt, auch Familien, die jedes Jahr eine Etappe pilgern, meist auch während des immer gleichen Zeitpunktes und über dieselbe Zeitspanne. Sie lassen nichts aus, sie machen keine Umwege, sie knüpfen dort an, wo sie im letzten Jahr abgebrochen haben. Dieser Rhythmus erinnert mich an die Tradition des Qoyllur Rit'i in Cusco. Wer die Pilgerschaft zum ersten Mal antritt, verpflichtet sich dazu, sie noch zwei weitere Male auf sich zu nehmen. Es ist ein Band in die Zukunft hinein und die Erlaubnis, in Form einer Verpflichtung in die Gegenwart hineinreichen zu dürfen.

Wem die Dualität von Yin und Yang vertraut ist, dem mag scheinen, dass Pilgerschaft eine Aktivität mit starken Yin-Anteilen ist. Ich brauche – außer dass ich täglich den Rucksack packe, einkaufe und die Wasserflasche fülle – so gut wie nichts organisieren. Der Weg ist durch die gelben

Pfeile getreulich vorgezeichnet, am Ende eines jeden Wandertages steht ein Refugio, die den Pilgern vorbehaltene Herberge, in der ich mit großer Wahrscheinlichkeit ein Bett bekomme. Dort treffe ich auch Menschen. Die meisten sind mir unbekannt, doch oft genug finden überraschende und freudige Wiedersehen statt. Der Weg jedes Tages ist eingebettet in das große Ganze der Pilgerschaft. Das schenkt Entspannung und Erholung vom durch das Yang geprägten Alltag. Hier auf dem Weg brauche ich nichts in die Hand zu nehmen, nur meine Füße bewegen, ich muss keine Entscheidungen treffen, keine Leistungen bringen, muss nichts analysieren, abwägen, bewerten und werde nicht bewertet. Ich darf mich treiben lassen im weiten Raum der Landschaften und darf mich in der Stille der romanischen Kirchen niederlassen. Ich kann meine Weg-Freundschaften pflegen und neue anknüpfen oder alleine für mich bleiben, kann leichte und schwere Gedanken kommen und wieder ziehen lassen und sie im fortwährenden Weitergehen in Herz und Geist bewegen. Es gibt so viel „dürfen“ und kaum ein „müssen“. Die gewohnte Welt ist auf den Kopf gestellt. Und das ist – trotz aller körperlicher Anstrengungen und unleugbarer Schmerzen – ein Geschenk. Die Lebensenergie fängt spürbar an zu fließen. Der Atem wird ganz weit.

Zuhause quellen täglich Nachrichten aus allen Teilen der Erde aus Zeitungen und Fernsehen. Man sieht und hört Personen sprechen, die man nicht kennt, an Plätzen, an denen man nie war, sie reden über Dinge, die einen nur indirekt betreffen. Trotzdem ist man tief betroffen, denn in der Regel sind es problematische Dinge, Katastrophen, Krisen, Kriege. Die emotionale Beteiligung ist so schnell vorbei, wie sie aufgeflackert ist, denn das Interesse darf sich nicht an einem Thema festmachen, kann sich nicht vertiefen, hat keine Zeit, sich in Kenntnis oder gar zu Kompetenz zu entwickeln, denn – abgesehen von politischen Dauerkrisen, die einem dann aber auch merkwürdig schnell zum Hals heraus hängen – wechseln die Themen ungeheuer schnell.

Auf dem Pilgerweg dagegen lebt man in einer eigentümlich beschränkten aber gleichzeitig sehr direkten und konkreten Welt. Die Nachrichten aus der großen, weiten Welt sind ausgeblendet. Der Zugang zu Zeitungen und TV ist beschränkt und wird eigentlich auch gar nicht gesucht. Die Pilger befinden sich in einem ganz andersartigen Nachrichtennetz: man erfährt Lebensgeschichten von anderen Pilgern, man tauscht Erfahrungen aus, die man auf dem Weg gemacht hat, man teilt sich gegenseitig seine Gedanken, Wünsche, Ängste, Hoffnungen mit. Das ist alles sehr direkt, sehr gut vorstellbar, Nachrichten im Dialog und unter Anteilnahme.

Man muss sich auch nicht die Mühe machen und ständig die eigene Rolle definieren. Sie ist vorgegeben. Allein die Tatsache, dass ich zu Fuß unterwegs bin und am Rucksack eine Muschel trage, weist mich auf tausenden von Kilometern als Jakobspilger aus. Die Menschen, die entlang des Weges leben, respektieren und pflegen diese Definition und sie gehört ihrerseits zu den identitätsstiftenden Elementen der Landstriche, durch die der Weg führt.

Wir heutigen Menschen leben durch den vermeintlich leichten Zugang zum unendlich Kleinen und unendlich Großen in einer Welt, wo durch den Blick ins Elektronenmikroskop und in den Weltraum die eigenen Dimensionen und der eigene Standpunkt unklar geworden sind. Spanien im Atlas oder gar auf dem Globus zu sehen, erzeugt normalerweise keine Emotionen. Wenn ich allerdings heute eine Spanienkarte sehe, bin ich immer wieder aufs Neue beeindruckt, ja fast fas-

sungslos, denn erst jetzt begreife ich mich als ein Wesen, das sich in den Dimensionen einer Atlaskarte wieder finden und diesen Raum mit einer Zeitvorstellung verbinden kann. Durch den Jakobsweg habe ich ein mit allen Sinnen, ja mit dem ganzen Körper erfahrenes (ergangenes) Stück „Welt“ für mich erobert.

Am Ende meiner Pilgerreise stand ich vor einem merkwürdigen Widerspruch. Gerade das Leben als Pilger weist eine ganze Reihe von Charakteristika auf, die auch dem Leben in der postmodernen Gesellschaft zueigen sind: nichts hat Bestand; alles befindet sich in ständiger Bewegung und Veränderung; die zwischenmenschlichen Beziehungen sind von vorn herein darauf angelegt, nur für eine begrenzte Zeit Bestand haben zu müssen; die Orte und Räume haben nur flüchtige Bedeutung, weil man sie, kaum ist man angekommen, auch schon wieder verlässt. Es ist ein provisorisches Dasein, ein unbehaustes Wandern in offenbar grenzenloser Mobilität.

Doch der Pilger lebt in einer fundamental anderen Welt und besitzt eine innere Dimension, die dem postmodernen Menschen nicht zur Verfügung steht und deren Mangel diesen einsam, ungestet, hektisch, verunsichert und oft genug depressiv werden lässt. Pilgerschaft kann dem Menschen dabei helfen, sich als geschichtliches, als ein in einer Tradition stehendes Wesen begreifen zu können. Seine streng linear verlaufende Lebenszeit erhält die zusätzliche Dimension des Zyklischen, denn die eigene Pilgerschaft ist ein Ereignis, das so oder ähnlich in der Vergangenheit stattgefunden hat, in der Gegenwart stattfindet und in Zukunft stattfinden wird – tausendfach, und im Fall des Jakobsweges millionenfach.

Der Pilger ist ein hausloser Wanderer, aber er ist nicht heimatlos. Er weiß, wohin er gehört. Sein Zuhause – wie immer es aussehen mag – hat er in einer bewussten Entscheidung verlassen. Er misst dem Unterwegssein für eine bestimmte Zeit einen höheren Wert bei als diesem Zuhause. Dafür bekommt er einen freien Blick und freien Atem – aber nicht den freien Fall ins Bodenlose. Die Welt und er bleiben in einer verbindlichen Beziehung zueinander. Er fühlt sich beschützt und gut aufgehoben auf seinem Weg. Er ist in seinem Weg.

Vielleicht ist es das, was der postmoderne Mensch am meisten vermisst. Vielleicht kann Pilgerschaft hier zu einem Stück heilsam wirkender Erfahrung werden. Gut möglich, dass der Jakobsweg auch aus diesem Grund seine erstaunliche Renaissance erlebt.